

Suchttherapie Wie schafft man es nur, diese quälende innere Leere auszufüllen? Eine Drogenstation ist ein Mikrokosmos, in dem sich vieles abbildet, was auch „draußen“, in unserer Gesellschaft passiert.

Reportage Auf die weiche Tour: Wo Menschen, die nicht „clean“ sind, stationär behandelt werden. **S. 3**

Architektur Baut eine Stadt für 800.000 Menschen in Shanghai: Der Architekt Meinhard von Gerkan. **S. 4**

Bücher I Puzzelsteine zu Österreichs Medienwelt – Woodward und Bernstein nach Watergate. **S. 5**

Bücher II Dragan Velikic, Autor un-
derbischer Botschafter in Wien **S. 0**

Bücher III Im Miniaturen-Fluss: Günther Kaip ist ein Meister der kleinen Erzählung. **S. 6**

Mein Amerika Schriftstellerinnen und Schriftsteller schreiben über Reise in die USA: Heute Claudia Erdheim über einen Ausflug in die russische Enklave nach Brighton Beach. **S. 8**



Die wahren Abenteuer sind im Kopf: Junge Drogenpatienten bringen ihre Fantasien zu Papier.

Foto: Wölfle

Auf der Straße bin ich Königin

„Wir sind glücklich und dankbar, wenn wir zu Jahresende sagen können: Es war ein gutes Jahr, wir mussten auf keine Beerdigung gehen.“
Notizen eines Psychiaters aus der Suchttherapie.

Von Roland Wölfle

Meine ersten Zeilen entstehen anlässlich einer Zugfahrt nach Wien. Es ist Allerseelen, und zwischen Salzburg und Linz gelingt mir ein Anfang. Ich suche nach dem ersten Wort. Da ich es nicht finde, blicke ich von meinem Fensterplatz aus die Geleise entlang. Eine Siedlung taucht auf, unscheinbare Häuser mit weißen Fassaden, dunklen Dächern und Holzbalkonen. Doch eines davon ist anders, es strahlt in einem kräftigen Dottergelb, es hebt sich ab.

Das gefällt mir. Die Botschaft könnte lauten: „Ich will nicht so sein wie die anderen. Ich will hervorstechen, ich bin etwas Besonderes und alle sollen es sehen.“ Mit diesem Bild gelingt es mir, den Einstieg zu finden, denn in der Welt der Drogenstation finden sich viele, die anders sein wollen als die anderen. Sie wollen hell strahlen und grell leuchten, vor allem wenn sie eine eintönige, graue, trostlose Vergangenheit hinter sich haben.

Die Welt einer Drogenstation ist eine bewegte Welt, ein Mikrokosmos, in welchem sich vieles abbildet, was „draußen“ geschieht. Unsere Patientinnen und Patienten leben hier und verbringen viel Zeit mit uns Ärzten, Schwestern, Pflegegern, Psychotherapeutinnen, Soziotherapeuten und allen anderen, die hier arbeiten. Wir verbringen viel Zeit mit Menschen, die mit 18 oder 20 Jahren mehr extreme Lebenserfahrung haben als viele Alte. Sie haben Jahre auf der Straße gelebt, waren in Haft, auf der Flucht.

Sie haben Gewalt und Missbrauch erfahren, waren unwillkommene Kinder, die über Pflegeplätze und Kinderheime direkt im Gefängnis gelandet sind. Diese Welt fordert uns, manchmal macht sie uns Angst und schüchtert uns ein, dass wir uns klein und ohnmächtig fühlen. Manchmal erleben wir auch ganz glückliche Momente und staunen, wie viel Großartiges hier geschieht. Ich erlebe sehr vieles, was ich hier erfahren durfte und darf, als so wertvoll, dass ich es schade fände, wenn außer uns niemand davon erfährt.

So habe ich begonnen, Notizen zu machen, um als Chronist Szenen, Aussprüche und kleine Sequenzen zu sammeln, um sie vor dem Vergessen zu retten. Als Analytiker in der Tradition von Sigmund Freud, Alfred Adler und Melanie Klein möge mir auch gelegentlich das freie Assoziieren erlaubt sein. Mein eigenes Unbewusstes wird in den Text einfließen,

aber das entspricht ja der Realität eines jeden von uns. Die modernen Neurowissenschaften belegen, dass über 90 Prozent unseres Handelns und unserer Entscheidungen unbewusst erfolgen.

Vierkanthöfe und sanfte Hügel beherrschen jetzt die Gegend. Mir fällt eine junge Frau ein, die aus dieser Gegend kommt, die nach einer Reihe von stationären Behandlungen auch einmal einen Anlauf in unserer Therapiestation machte. Sie hat es aber auch bei uns nicht geschafft, die Grenzen der Einrichtung zu respektieren. Sie ist an einem Nachmittag mit einem Mitpatienten in ein nahes Chinalokal gegangen, hat Wein und Wodka gekauft und hat mit drei weiteren Patienten getrunken. Sie hatte 2,45 Promille. Wer im Haus Alkohol trinkt, wird umgehend entlassen. Dieses Ereignis hat mich damals sehr wütend gemacht. Ich frage mich, wie es ihr jetzt wohl geht. Ich fühle mich erschöpft und deprimiert, resignative Gefühle, die mich manchmal dazu bringen, unsere Arbeit in Frage zu stellen.

Miriam kämpft um ihren Stolz

Miriam* ist Anfang 20, mit einem blassen, ebenmäßigen Gesicht, die blauen Augen mustern die Umgebung aufmerksam, aber die Augenlider sind starr. Das Gesicht hat etwas von einer Marmorstatue, die Mimik ist sparsam, das Steinerne bringt eine gewisse Kälte zum Ausdruck und eine Härte, die zu der Vorstellung führt, dass

diese Frau auch unbarmherzig und rücksichtslos sein kann. Natürlich sind dies meine Fantasien, das versteht sich. Aus der Psychoanalyse wissen wir, dass vieles von dem, was wir in anderen sehen, Projektionen unseres eigenen Unbewusstes sind. Die Miriam, die ich sehe, ist nicht die wirkliche Miriam, da sie und alles, was sie getan und gesagt hat, durch meine persönlichen Filter gegangen ist und subjektiv eingefärbt wurde.

Sie hatte einen bosnischen Freund, dessen Eltern ihn während des Jugoslawienkrieges als kleines Kind in den letzten Bus setzen, der Sarajewo verließ. Die Eltern selbst mussten bleiben. Der Bub, im Kindergartenalter, fuhr durch ein Kriegsgebiet, mit unbekanntem Ziel, ohne jemanden zu kennen. In Wien kümmerten sich engagierte Menschen um ihn. Er besuchte die Schule und lernte einen Beruf, hatte aber mit schwersten emotionalen Labilitäten zu kämpfen und wurde ebenfalls drogenabhängig. Die beiden entwickelten eine lange Partnerschaft, die oft sehr destruktiv und von gegenseitiger Abhängigkeit geprägt war, ihnen aber doch so viel Halt gab, dass sie miteinander überleben konnten, auch wenn sie sehr viel und fallweise auch sehr hart konsumierten.

„Diese Welt fordert uns, manchmal macht sie uns Angst und schüchtert uns ein, dass wir uns klein und ohnmächtig fühlen. Manchmal erleben wir auch ganz glückliche Momente.“

Der Aufnahmetag des ersten Aufenthaltes von Miriam war gleichzeitig auch der Entlassungstag. Sie hatte mehrere Gramm Haschisch in der Sohle ihres Schuhs, was den erfahrenen Augen unseres Pflegeteams nicht entging. Darauf angesprochen, teilte sie mit, dass sie es vorziehe, unser Haus wieder zu verlassen. Wie jeder Mensch brauchte Miriam eine Strategie, um sich einen Rest von Selbstwertgefühl zu behalten und Stolz zu bewahren. Dies gelang ihr, indem sie sich ein kleines Königreich schuf,

in welchem sie jeden kannte, ihre Untertanen hatte und wo es nichts gab, was sie nicht kontrollieren konnte. Sie beherrschte einen Ort, der nur wenige Quadratmeter umfasste, aber das spielte für sie keine Rolle, so wie sich Regenten von kleinen Ländern vielleicht genauso mächtig oder gar mächtiger fühlen, als die von größeren. Für sie genügten ein paar Meter Straße und ein alter Holzverschlag, in dem Drogen gehandelt wurden. So konnte sie stolz und überzeugt sagen: „Auf der Straße war ich Königin.“

Miriam hat es verstanden, Menschen, die nicht zu diesem Königreich gehörten, z. B. Therapeuten, zu vermitteln, dass es sich bei ih-

▷ Fortsetzung auf Seite A 2